



## Informationen über Mennoniten und Templer in Zeitschrift „Der Auslanddeutsche“ für 1920.

### **Der Auslanddeutsche Jahrg. III. Nr. 5. Stuttgart. Erstes März-Heft 1920 Kaukasus.**

Über die deutschen Kolonien in Cis'- und Transkaukasien dringen zurzeit wenig Nachrichten zu uns; um so wertvoller sind neuere Mitteilungen über die dortige Lage, wie sie dem Deutschen Ausland-Institut von gut unterrichteter Seite dieser Tage gemacht wurden:

Soweit diese Kolonien bisher noch vom Bolschewismus unberührt geblieben sind, stellt man sich doch auch dort auf ein weiteres Vordringen der Roten gegen Süden ein. Die schlechten Erfahrungen, welche die deutschen Kolonien in Südrußland, in den östlichen Schwarzmeergebieten und in Nordkaukasien mit einem Widerstand gegen die Sowjettruppen gemacht haben, haben zu dem Beschluß geführt, bei einem weiteren Vordringen der roten Armee keinerlei Widerstand zu leisten. Von einer deutschen Auswanderung in diese Gebiete kann zurzeit noch keine Rede sein, ehe nicht die von dort geflüchteten Deutschen ihre Rückkehr vollziehen können. Der Weg in diese Gebiete führt über die Schweiz, Italien, Konstantinopel Batum. Eine Fahrkarte von Triest nach Konstantinopel kostet heute III. Klasse etwa 1000 Lire, Erst nachdem die geflüchteten Deutschen wieder in ihr Eigentum zurückgekehrt sein werden und von dem Beginn des Wiederaufbaus berichten können, wird die Unterbringung einzelner tüchtiger Handwerker möglich sein.

### **Der Auslanddeutsche Jahrg. III. Nr. 10. Stuttgart. Zweites Mai-Heft 1920 Ukraine.**

Abgesandte der Mennoniten aus Südrußland sind in diesen Tagen nach Heilbronn gekommen, um eingehende Beratungen mit ihren Glaubensgenossen in Deutschland zu pflegen. Die Abordnung besteht aus den Herren Oberlehrer Abraham Friese, Pfarrer Benjamin Unruh und Maschinenfabrikbesitzer Warkenthien. Die Abordnung vertritt etwa 100000 Mennoniten aus Südrußland und berichtet entsetzliche Dinge über die Erlebnisse der mennonitischen Kolonien, die weniger unter dem roten Terror gelitten haben (die bolschewistischen Truppen kamen in diese Gegend gar nicht), sondern im wesentlichen unter dem üppig emporgewucherten Bandenwesen und namentlich unter der Bande des berühmten Räuberhauptmanns Machno, der im wesentlichen die Molotschnaer Gegend gebrandschatzt hat. Alle Einwohner der Kolonien mußten flüchten, zogen herunter in die Krim und fanden, als sie zurückkehrten, ihr Heim derartig beraubt, daß sie jetzt ohne Pferd und Wagen, ohne Pflug und Hausinventar nur in ihren leeren Häusern sitzen. Es wird nichts bestellt, man lebt von der allernotdürftigsten Garten- und Ackerarbeit und das einst so blühende Mennonitengebiet ist jetzt stark verödet. Die Mennoniten huldigen ja dem Grundsatz, keine Waffen zu tragen und zu gebrauchen, sie wurden deshalb früher in die russische Armee nicht eingestellt, Sondern leisteten einen entsprechenden Arbeitsdienst als Foretarbeiter und später als Sanitäter, und setzten sich ihren religiösen Anschauungen entsprechend auch gegen die Räuberscharen nicht zur Wehr. Die Mennoniten besitzen in Südrußland etwa' 2 Millionen Hektar Land, und ihr Eigentum wurde auf etwa 300 Millionen Rubel geschätzt. Die Erzählungen der Kommission gaben entsetzliche Bilder von dem Elend, das über die sonst so reichen und blühenden Kolonien gekommen ist Während aber trotz aller Unbilden die ringsum wohnenden schwäbischen Siedler entschlossen sind, an ihrem

Boden festzuhalten und das Verlorene wieder aufzubauen, hat sich bei den Mennoniten der feste Wille entwickelt, auszuwandern und Rußland zu verlassen. Die Abordnung ist mit Vollmachten ausgerüstet und soll nun von Deutschland nach Holland fahren, um dort festzustellen, ob etwa für die 100000 Mennoniten in Südafrika Platz geschaffen werden könnte. Es ist auch beabsichtigt, den Mennoniten in Kanada einen Besuch abzustatten und auch Nordamerika zu besuchen. Schweizer und holländische mennonitische Kolonien haben den Brüdern aus der Ukraine größere Geldwerte in ihrer Währung zur Reise zur Verfügung gestellt und man erwartet, daß Holland bezüglich des Abtransportes der 100000 Menschen aus Südrußland sich entgegenkommend zeigen wird. Am liebstem würden die Mennoniten ihr gesamtes Grundeigentum in Südrußland möglichst rasch verkaufen, um die Übersiedlung in den nächsten Jahren bewerkstelligen zu können. Bei der Vorkonferenz, die am 11. April in Heilbronn stattfand, zeigte es sich, daß die Abordnung über die Weltlage und über die Auswanderungsfrage höchst ununterrichtet war und daß sie in ihrer Abgeschlossenheit in der Ukraine von den neueren Weltvorgängen absolut nichts erfahren bat. Am 13. April fand sodann die Konferenz statt, zu der die Gemeinden Heilbronn und Kornwestheim, sowie verschiedene rheinische Verbände Abgeordnete entsandt hatten. Sie wurde durch einen Gottesdienst im Schützenhaus in Heilbronn, das der Mennonitengemeinde als Versammlungsraum dient, eröffnet und es wurden den mennonitischen Glaubensgenossen aus der Ukraine von Seiten ihrer deutschen Brüder lebhafteste Sympathien zum Ausdruck gebracht.

### **Der Auslandsdeutsche Jahrg. III. Nr. 12. Stuttgart. Zweites Juni-Heft 1920.**

#### **Unser letztes Kriegsweihnachten in Palästina.**

Von einem Kolonisten aus Wilhelma.

Ogleich ja die Feier des Weihnachtsfestes während der Kriegszeit immer in krassem Widerspruch stand zu der Weihnachtsbotschaft „Friede auf Erden“, so war dieses Fest bisher für uns deutsche Kolonisten in Palästina doch insofern immer noch ein fröhliches Fest gewesen, als wir größtenteils alle noch beisammen sein durften.

Weihnachten 1916 war einer meiner Söhne bereits auf belgisch-französischem Boden als Kriegsteilnehmer.

Weihnachten 1917 war dieser Sohn schon gefallen und die übrigen Söhne waren überallhin zerstreut. Ein Sohn war in Damaskus im Lazarett und zwei weitere Söhne waren bei der Fliegerabteilung 300 in Samach am See Genezareth.

Am 8. November 1917 begann der Rückzug des türkischen Heeres an Wilhelms von Süden her vorbeizuflieden. Der deutsche Konsul von Jaffa kam am 9. November 1917 nach Wilhelma und befahl allen wehrpflichtigen Männern, die bis dahin noch hatten daheim bleiben dürfen, sich dem Rückzüge anzuschließen. Der Konsul riet uns, alle Fuhrwerke mit der Fliegerabteilung 300 wegzuschicken und forderte auch die übrigen Kolonisten auf, zu fliehen. Gleich darauf riet er uns aber wieder von der Flucht ab und war nur noch besorgt, sich selbst in Sicherheit zu bringen. Als erster fuhr er am 10. November 1917 von Wilhelma ab nach Norden zu, noch bevor die Fliegerabteilung 300 von Ramien her angelangt war.

Am 10. November 1917 trennten sich mehrere Angehörige der Kolonie von uns und nahmen die Fuhrwerke mit. So ergreifend und schmerzlich der Abschied von den lieben Angehörigen und Bekannten auch war, so konnten wir uns diesem Schmerz doch nicht richtig hingeben, denn wir hatten alle Hände voll zu tun. Die Kolonie war überfüllt von deutschem, österreichischem und türkischem Militär, so daß niemand einen ruhigen Augenblick zur Sammlung finden konnte. In und bei Wilhelma staute sich der Rückzug des türkischen Heeres so, daß trotz des Abzugs unserer eigenen Leute mit der Fliegerabteilung 300 die Kolonie und ihre Umgebung in den Tagen bis zum 14. November 1917 einem großen Heerlager glich. Außer den türkischen Truppen, die art der Lyddastraße und am Nordende der Kolonie lagerten, stand auf der Straße österreichische Artillerie. Auf den Höfen und in den Häusern waren Offiziere und Mannschaften deutscher Flakzüge, Funker und Flieger. Am Nordrande der Kolonie landeten mehrere Flugzeuge. Fernsprecher und Funker bezogen Nachtquartiere in den Häusern und auf den Stallböden. Unsere Frauen und Mädchen waren mit Kochen und Bewirten der Gäste voll in Anspruch genommen.

Auf meinem Stallboden schliefen in der einen Nacht die Mannschaften einer Fernsprechabteilung, in der nächsten Nacht eine Funkerabteilung. Am 14. und 15. November 1917 verweilte das Oberkommando selbst in der Kolonie. Während dieser Zeit stand eine Funkerstation in der Kolonie, ebenso war eine telefonische Verbindung hergestellt. Am 16. endlich trat Ruhe und Stille auf der Kolonie ein, jetzt konnte man etwas zur Besinnung kommen.

Die Kolonie Wilhelma bot jetzt schon ein Bild der Verwüstung. Die Straße lag der ganzen Länge nach voll Stroh und Abfälle aller Art. Die Türken hatten mehrere Strohhaufen fortgetragen und wo sie in einem Hofe noch Heu vorfanden, schleppten sie auch dieses fort. Sie warfen ihren Tieren Heu sowohl wie Stroh in solchen Mengen und in einer Weise vor, daß das meiste davon zertreten wurde. Nur der Anwesenheit deutscher Soldaten und besonders des Oberkommandos hatten wir es zu verdanken, daß größere Diebstähle verhindert wurden. Nach dem Abzüge des letzten deutschen Militärs fühlten wir uns ganz verlassen und unbeschützt. Von den Türken kam noch eine Abordnung zurück, die eine Anzahl Schlachtvieh requirierte. Einzelne halbverhungerte und zweifelhafte Individuen. Nachzügler des türkischen Heeres, schlichen bettelnd und stehend umher; den meisten Eingeborenen konnte man ebensowenig trauen, so waren die alten zurückgebliebenen Männer genötigt, fast die ganze Nacht wach zu bleiben. Unter diesen Umständen wünschten wir das Einrücken der Engländer herbei; dieselben ließen jedoch noch ein paar Tage auf sich warten. Man sah zuerst nur einzelne Reiter sich vorsichtig im Felde von Lydda bewegen, sonst war kein Verkehr zu bemerken. Alles schien wie ausgestorben. Kein Pfiff eines Eisenbahnzuges ließ sich hören, kein Fußgänger, Reiter oder Fuhrwerk war auf den Straßen oder Feldwegen zu bemerken. Am 17. November 1917 erschienen zwar ein paar Engländer, bzw. Austral-Reiter, in der Kolonie, die aber bald wieder nach Lydda zurückritten. Vom 18. November 1917 ab waren beständig englische Reiter in der Kolonie. Von einer Besetzung aber konnte man immer noch nicht reden; diese Reiter waren zuerst erstaunt, hier in der Philisterebene eine deutsche Kolonie anzutreffen. Auf ihren Karten war dieselbe nicht verzeichnet; sie merkten aber sofort, welchen Nutzen sie aus dieser Kolonie ziehen könnten. Sie suchten uns ebenso sehr zu brandschatzen, als die Türken es vorher getan hatten, nur taten sie es in etwas feinerer Weise. Augenscheinlich waren sie recht ausgehungert, da ihre Etappe nur langsam nachrücken konnte und in den Fellachendörfern eben nichts aufzutreiben war. Sie verlangten mit einer Zudringlichkeit Brot, Wein, Eier, Geflügel oder Fleisch und Futter für ihre Pferde, daß man sich fast nicht erwehren konnte. Auf Geld kam es ihnen natürlich gar nicht an, sie bezahlten jeden geforderten Preis und darüber, aber sie verschmähten es auch nicht, gelegentlich etwas ohne Bezahlung mitlaufen zu lassen.

Erst nachdem am 21. November 1917 Infanterie in Wilhelma eingerückt war, und auf der unteren Kolonie von Frank bis Rugier kleine Zelte aufschlug, konnte man von einer Besetzung der Kolonie sprechen. Jetzt war ein Stab von Offizieren nebst Ärzten, Feldpredigern und Polizisten auf der Kolonie, die dann einige Ordnung schafften. Den Soldaten wurde verboten, in den Häusern Lebensmittel zu kaufen, Wein überhaupt nicht, dagegen gab man uns Gelegenheit, für ihre beim Hotel Frank eingerichtete Kantine gegen angemessene Bezahlung Brot, Eier, Mandeln und Orangen abzuliefern. Die Molkerei setzte jetzt alle Butter an das englische Heer ab, und die Magermilch wurde fast alle an die Soldaten verschenkt. Für die Pferde und Kamele, die die Engländer auf die Kolonie gebracht hatten, habe ich 3 ½ Tage lang Stroh geschnitten, zum Teil mit englischen Pferden vor dem Göpel, die denselben aber zerbrachen. Die Engländer machten uns große Versprechungen, uns behilflich zu sein, das Land vollends einzusäen, auch hielten sie das arabische Gesindel, das sich neugierig herzudrängte und natürlich gerne etwas mitlaufen ließ, von der Kolonie ab. Man fing schon an, sich wohl zu fühlen unter der englischen Verwaltung. Wir wunderten uns, daß das Militär kein Quartier beanspruchte, trotzdem es schon am 19. November geregnet hatte und einige Häuser fast ganz leer standen. Die Soldaten schliefen bei strömendem Regen unter ihren kleinen Zelten und nur ein paar Offiziere schliefen im Hotel Frank. Alle Abende spielte eine Musikkapelle auf- und abmarschierend, bestehend aus Flöten und Trommeln, und die Kinder liefen aus der ganzen Kolonie zusammen, das Schauspiel zu sehen und die Musik zu hören.

Das Gefühl der Sicherheit und Ruhe sollte aber nicht lange währen. Zuerst lasen wir eine an der schwarzen Tafel angeschlagene Proklamation, in welcher den Eingeborenen und Bürgern des von

den Engländern besetzten Gebietes in den hochtrabendsten Phrasen der Schutz und die Fürsorge der englischen Behörden versichert wurde, dann folgten Verordnungen über den Verkehr und andere Verhaltensmaßregeln. Jeder Lichtschein war strengstens verboten. Nur bei dicht verhangenen Fenstern durfte man Licht brennen. Wenn wir abends im Stalle zu tun hatten, mußten wir das meistens im Dunkeln tun. In jahudie sind einige Leute (Eingeborene) erschossen worden, weil sie Licht gemacht und die Türe offen gelassen hatten. Im Norden der Kolonie Wilhelma bei der Sandgrube und an der Rantiergrenze verschanzten sich die Engländer zuerst, dann zogen sie auch Schützengräben in den Gärten an der Südseite der Häuser. So waren in meinem Garten je 3 Meter vom Hause ein Schützengraben der Länge nach hinter Haus und Stall, in dem im Schutze des Hauses etwa 20 Mann es sich bequem machten. Am 25. November 1917 war ich zum letztenmal in meinem Orangengarten, überzeugte mich daselbst davon, daß viel gestohlen wurde, und wurde von zwei berittenen Australiern mit Revolver und Säbel bedroht. Zu der Zeit schlugen die ersten Granaten in Wilhelma ein, trafen zunächst nur ein paar Eukalyptusbäume an der oberen Querstraße. Jetzt begann für uns die trübseligste und schwerste Zeit des ganzen Krieges; die Kolonie Wilhelma war einige Wochen in der Feuerlinie. Am 27. November 1917 unternahmen die Türken einen Angriff auf Wilhelma, einzelne drangen bis an die obere Querstraße vor. Die Engländer, die nicht direkt im Kampfe waren, flohen zurück nach Lydda. Auf dieser Flucht wurden viele durch die Geschosse der Artillerie erreicht, und auf dem Wege nach Lydda sind besonders viele Pferde gefallen. In der Nacht zogen sich die Türken zurück und kamen nicht wieder. Die Engländer kampierten von jetzt ab nur noch im Schutze der Häuser, geschossen wurde aber jeden Tag. Das Versteck der Geschütze haben wir nicht erfahren. Die Bewohner der Kolonie mußten sich die meiste Zeit im Keller aufhalten, auch nachts schliefen viele im Keller. Unsere Leute wurden durch die immerwährende Aufregung ganz krank und schwach. Die Kolonie litt unter der Beschießung viel mehr als die Engländer. Mir sind nur ein paar Verwundungen englischer Soldaten bekannt geworden, dagegen hatten wir drei Tote auf der Kolonie Wilhelma, Am 28. November 1917 wurde Herr Held getroffen, am 3. Dezember 1917 der Araber Melake und am 10. Dezember 1917 Heinrich Doelker. Am 28. Dezember 1917 traf eine Granate meinen Stall und riß die ganze Nordwestecke vom Dach und Vorbau weg. Dem Vieh passierte zunächst nichts, aber am 14. Dezember schlug nochmals eine Granate ein und ein Splitter traf eine Kuh, die geschlachtet werden mußte. Das Fleisch nahmen die Engländer und bezahlten dafür 1 £. Am 23. November 1917 brannte Helds Stall mitsamt dem Vieh ab; am 3. Dezember 1917 brannte Richters Stall ab, das Vieh konnte gerettet werden, nur die Schweine nicht.

Der schwerste Zeitpunkt für mich war der, als es hieß, wir würden nach Süden auf eine Judenkolonie gebracht. Ich hätte am liebsten den Tod vorgezogen. Wir hatten doch mehrere kranke und gebrechliche Leute und einige Wöchnerinnen auf der Kolonie, die bei dem strömenden Regen auf den fast unpassierbaren Wegen hätten elend zugrunde gehen müssen. Am 15. Dezember 1917 wurden alle Männer zunächst nach Ramleh gebracht, doch erreichten wir, daß Fräulein Dick ihren Vater begleiten durfte und Frau Bienzle ihren Mann. Jetzt waren wir also Kriegsgefangene (Internierte) „prisoners of war“. Unter strenger Bewachung fuhren wir bei Nacht über Kuferane-Bedetschen und Safarie nach Ramleh, wie man sagte, nur für ein paar Tage. In Rarnleh kamen wir in ein Gefängnis, dort hatten wir einen alten Ofen in zwei Räumen mit vergitterten Fensterlöchern ohne Fenster. Vor diesen Räumen hatten wir nur einige Schritte Bewegungsfreiheit im Gange. Von Ramleh aus wurden Herr Dick und dessen Tochter, Herr und Frau Bienzle, Herr Siegler und Herr Richter nach Jaffa zurückgebracht. In Rarnleh traf ich im gleichen Gefängnis noch einen Araber Chalil, der aber bald wieder freigelassen worden ist. Am 19. Dezember 1917 brachte man uns im Lastauto über El-Latron nach Waadi-Sarar. Hier wurden wir in einem Raum einer schlecht gebauten Hütte am Bergabhänge untergebracht. In diesen Raum brachte man auch türkische Offiziere unsere sogenannten Bundesbrüder —, die sich aber nicht sehr brüderlich vertrugen. Sie waren so ausgehungert, daß wir ihnen von unserem Büchsenfleisch abgaben, und hatten nichts bei sich, als was sie auf dem Leibe trugen. Sie erhielten keine Decken, sondern mußten auf einer Filzmatte schlafen, soweit diese ausreichte. Wir hatten etwas Bettsachen mitnehmen dürfen, und hätten sie sich nun gerne an uns gewärmt. Sie rissen uns die Decken weg und suchten uns zu bestehlen, dafür ließen sie uns ihr Ungeziefer zurück. In diesem Raume, der etwa 40 Quadratmeter groß war, schliefen einige Nächte

44 Mann. Am Tage stand an der Tür ein Posten mit aufgepflanztem Seitengewehr, nachts waren es zwei Posten. Wenn man seine Bedürfnisse verrichten wollte, wurde man von so einem Schutzmann begleitet und mußte vollends auf den Berg steigen. In der Weihnachtsnacht machte sich das Wasser vom Berge herab ein Loch durch die Wand unserer Hütte und überschwemmte uns. Unsere Bewachung, harmlose halbschwarze Jungens aus Britisch-Indien, sang am Weihnachtstage mit uns die gleiche Weihnachtsmelodie; das war unser Weihnachtsfest im Jahre 1917.

Der Lagerkommandant kümmerte sich überhaupt nicht um uns, nur soviel erreichten wir von ihm, daß er es übernahm, einen Brief, den wir gemeinsam an unsere Familien richteten, nach Wilhelms zu befördern. Dieser Brief ist am 7. Januar 1918 in Jaffa angelangt.

Ein Offizier stellte uns in höhnischer Weise in Aussicht, daß die Deutschen weiterhin nur in Berlin wohnen dürften, und wenn sie kolonialisieren wollten, so könnten sie das am Nordpol versuchen.

Die an Stelle der von den Türken zerstörten Eisenbahnbrücken aufgeschütteten Dämme über die Wadis waren durch den starken Regen zerrissen, und so konnte man uns zunächst nicht weiterbefördern. Uns alte Männer mit dem verhältnismäßig vielen Gepäck marschieren zu lassen, wie die türkischen Soldaten es tun mußten, ging doch nicht an. Endlich, am 31. Dezember 1917, entschlossen sich die Engländer, uns per Lastauto bis nach Dschüles zu befördern. Der Autolenker fluchte auf die German und versprach, uns tüchtig zu schütteln. Er hielt auch Wort, denn auf der holperigen Chaussee, im vollgepackten Auto, schlugen wir gar manchesmal die Köpfe gegen die Bügel und das Plantuch. Da wir auf der Fahrt vielen Munitionsautos begegneten, denen wir ausweichen mußten, blieben wir einigemale im schlammigen Chausseegraben stecken. Am 31. Dezember 1917 abends stiegen wir in einen Zug der früheren türkischen Schmalspurbahn und fuhren bis Dar-Suez. Dort mußten wir unsere Sachen mehrere Male hin und her schleppen. Um Mitternacht kampierten wir vor einem größere Zelt, das wohl als Bahnhofsgebäude galt, neben den Schiene der englischen Vollspurbahn. Hier feierten wir auch das neu Jahr mit dem Rest des von daheim mitgenommenen Gebärt und einem Gläschen Kognak. Sehr hoffnungsvoll erschien un das neue Jahr nicht unter solchen Umständen. Um 3 Uh nachts fuhren wir weiter nach Bet-Hanan, hier wurden wir von italienischen Wachmannschaften mit Federbusch zuerst rech barsch empfangen, diese brachten uns in einen Stacheldraht verhau, in dem weder eine Baracke noch ein Zelt stand. Hie kampierten wir mit einer Menge türkischer Soldaten bis zum 2. Januar 1918, 8 Uhr morgens, unter freiem Himmel bei zeit weilig strömendem Regen. Die italienische Wache war doch so freundlich, uns so viel Holz herbeizuschleppen, daß wir die ganze Nacht ein Feuer unterhalten konnten. Herr Hornung aus Wilhelma und Herr Schmid aus Gaza waren infolge der Strapazen bereits krank geworden.

Nachdem wir am 2. Januar 1918 von 8 bis 10 Uhr morgens an der Bahn gestanden und manchen Spott und Demütigung hatten hinnehmen müssen, fuhren wir ab und kamen abends 6 Uhr in Rufa an. Hier wurden wir im Lager von den vorher dorthin gebrachten Jaffaern und Sarenaern begrüßt. Von jetzt ab ging es uns wieder besser.

Wie war es aber unseren Frauen und Kindern über die Weihnachtszeit ergangen? Am 16. Dezember 1917 setzte das Bombardement auf Wilhelma nochmals mit neuer Wucht ein, und am 19. Dezember 1917 erhielten die noch anwesenden Kolonisten den Befehl, nach Jaffa überzusiedeln. Vom 20. bis 24. Dezember 1917 bewerkstelligten sie die Übersiedlung mit dem Reste der zurückgebliebenen eigenen Fuhrwerke, mit englischen Autos und jüdischen Wagen unter vielen Mühen und Beschwerden. Neben den schwer beladenen Wagen in knietiefem Schmutz einherwatend erreichten sie auf dem Umwege über Ramleh. meistens bei Nacht, die Stadt Jaffa. Daß man unter solcher. Umständen kein fröhliches Weihnachtsfest feiern kann, ist leicht verständlich. Und seitdem harren wir alle der Befreiung — wie lange noch?

### **Von den Palästina-Deutschen.**

Der erste Teil der aus den Internierungslagern in Heluan bei Kairo abgehobenen Angehörigen der palästinensischen Deutschen ist nun in der Heimat angekommen. Es handelt sich in der Mehrzahl um Angehörige der württembergischen Templer-Kolonien Haifa, Wilhelma und Sarena, die mit dem Eindringen der Engländer in Palästina seinerzeit abtransportiert und in Ägypten interniert wurden. Das erste Schiff mit 33 Männern, 98 Frauen und 95 Kindern unter 12 Jahren ist in Hamburg

angekommen, und der Transport ist nach kurzem Empfang sofort nach Württemberg weitergeleitet worden, wo die weitaus meisten der Palästinenser heimatberechtigt sind. Leider war ein großer Teil der Kinder an Masern erkrankt, so daß sie unmittelbar nach der Ankunft in Bad Mergentheim, wo man für die Flüchtlinge in einer Kaserne eine gute Unterkunft vorbereitet hatte, isoliert werden mußten. Es ist den beteiligten Stellen gelungen, namentlich durch Mithilfe des Deutschen Auslandsinstituts, größere Geldmittel flüssig zu machen und auch die dringend notwendigen Wäsche- und Bekleidungsstücke zu bekommen, so daß der ersten Not der Ankommenden gesteuert werden konnte.

### **Ein Besuch bei den Palästina-Deutschen in Mergentheim.**

Die Pfingsttage gaben manchem schon länger in Württemberg weilenden Palästina-Deutschen die erwünschte Gelegenheit, um nach den neulich zwangsweise aus Ägypten Abtransportierten zu sehen, die vorläufig im Alten Schloß in Mergentheim Unterkunft gefunden haben. Auch ich benützte die Festtage, um den längst geplanten Besuch bei Verwandten und Bekannten auszuführen.

Ein Teil des sogenannten Alten Schlosses, das früher als Kaserne gedient hatte, ist zur Unterbringung der Vertriebenen hergerichtet worden. Mit dankbarer Befriedigung sah ich schon gleich bei Betreten des Gebäudes, daß es dem umsichtigen und tatkräftigen Bemühen der damit beauftragten amtlichen Stellen gelungen ist, in der immerhin recht kurzen zur Verfügung stehenden Zeit die Kasernenräume in solche Wohnstätten umzuwandeln, in denen die Familien (zumeist Frauen und Kinder) ein Unterkommen fanden, das natürlich mit den Wohnungen und Einrichtungen, die sie seinerzeit verlassen mußten, nicht gleichen Stand halten kann, in denen sie sich aber immerhin wohlfühlen können. Dies wurde mir denn auch von den verschiedenen Seiten bezeugt. „Wir sind zwar nicht mit Komfort ausgestattet, auch nicht mit den nötigen Einrichtungsgegenständen reichlich versehen, aber wir haben uns in der englischen Gefangenschaft bescheiden gelernt, und wir sehen, daß mit Liebe für uns ein Unterkommen geschaffen wurde, in dem das Nötigste vorhanden ist. So fühlen wir uns wohl und freuen uns des Wiedersehens mit langvermißten Verwandten und Bekannten.“ So ungefähr lautete das übereinstimmende Urteil. Besonders wohl tat den Vertriebenen auch der freundliche Empfang, der ihnen von dem Hilfskomitee in Mergentheim bereitet wurde. Die Verpflegung wurde allgemein getobt, besonders auch mit Dankbarkeit hervorgehoben, daß neben Kartoffeln, Brot und Fleisch auch für Milch und Butter gesorgt ist, was um so begrüßenswerter ist, als viele unter dem Transport in einem Heinen Frachtdampfer gesundheitlich gelitten haben und die meisten Kinder, auch einige Erwachsene an den Masern erkrankt sind. Die Krankheit hat bei allen bis jetzt einen günstigen Verlauf genommen, mit Ausnahme eines Kindes, das ihr zum Opfer fiel und bald nach Ankunft der Vertriebenen eine zahlreiche Trauergemeinde, darunter auch viele Mergentheimer, auf dem Friedhof versammelte.

In einem großen Saale des Schlosses fanden sich am Pfingstmontagsmorgen die Mergentheimer Palästina-Deutschen, mit nur ganz wenigen Ausnahmen Angehörige der Tempelgesellschaft, zusammen, um von dem unterzeichneten Leiter der Gesellschaft im Gebiet Deutschland mit einer Ansprache begrüßt zu werden. Die Ansprache bewegte sich in dem Gedankenkreise des bekannten Liedes: „Was Gott tut, das ist wohlgetan“, gedachte dankbar der im deutschen Vaterland, besonders in der württembergischen Heimat, bekundeten liebevollen Hilfsbereitschaft, schaute hinüber über Berg und Meer, zu den Gräbern der in Palästina verstorbenen ersten Generation der Gesellschaft, zu den noch lebenden Mitgliedern derselben in Haifa und Ägypten, gab der Hoffnung und dem Wunsche Ausdruck, daß eine Rückkehr ins heilige Land sich doch noch ermöglichen lassen möchte, aber auch dem Gedanken, daß nach wie vor damit gerechnet werden muß, daß die gewünschte Rückkehr von den Engländern nicht gestattet wird und die noch in Palästina und Ägypten befindlichen Palästina-Deutschen gleichfalls nach Deutschland abgeschoben werden.

Die Frage, wie der Name »Tempelgesellschaft“ zu verstehen sei und was die Templer eigentlich bezwecken, hat sich vielleicht der eine oder andere schon gestellt, der in letzter Zeit von den „Templern“ hörte oder las. Der Name geht zurück auf Bibelstellen, wie z.B.: „Und auch ihr, als die lebendigen Steine, baut euch zum geistlichen Haus“ (1. Petr. 2,5); „Wisset ihr nicht, daß ihr Gottes Tempel seid (d. h. sein sollt) und der Geist Gottes in euch wohnt“ (d. h. wohnen soll), 1. Kor. 3,16. Den einzig richtigen Weg zur Losung jeglicher, auch der sog. sozialen Frage, sehen die Templer in der Verwirklichung der Bitte des Vaterunsers: „Dein Reich komme!“ Sie sind der Meinung, daß es

die Aufgabe und der Lebenszweck der Menschen ist, soweit es an ihnen liegt, die Bedingungen für das Kommen des Reches Gottes, d. h. wahrhaft guter und alle Menschen beglückender Zustände auf Erden, zu schaffen. Den Weg dazu finden wir in der tatkräftigen Verwirklichung jener anderen Bitte des Vaterunsers, die lautet: „Dein Wille geschehe, wie im Himmel, also auch auf Erden“, gegenüber diesem einen Hauptpunkt tritt für die Templer alles andere, so besonders auch das sog. dogmatische Glauben, als an sich wertlos zurück. Nur ein Glauben der Tat kann uns und der Menschheit helfen.  
Dr. J. Hoffmann.

**Friedrich Schrader, Eine Flüchtlingsreise durch die Ukraine. Tübingen: Mohr 1919. VII, 123 S. 8° 4.50 Mark.**

Der Verfasser war deutscher Journalist in Konstantinopel und er kann, vor allen Dingen was nicht alle Buchverfasser unserer Zeit können: schreiben und erzählen. Durch seine Feder gewinnt alles Wirklichkeit und Plastik. Er schildert ebenso kurz, wie eindrucksvoll die Tage des Zusammenbruchs in Konstantinopel, die düsteren Stunden der Franzosenwillkür, die sie die deutsche Kolonie verbannen ließ, die Fahrt mit dem Schiff nach Odessa und dann vor alten Dingen die Reise durch die aufständische und in ihren Volksleidenschaften aufgewühlte Ukraine. Was er vom Zuge aus gesehen hat, gibt kein abgerundetes politisches oder wirtschaftliches Bild. Aber das Tagebuch dieser Zugreise ist ein geschichtliches und kulturelles Dokument Dr. F. W.

**Jenny, Dr. E., Die Deutschen im Wirtschaftsleben Rußlands, nebst Anhang: Die künftigen Beziehungen der deutschen Kolonisten in Rußland zu ihrem Stammlande. Berlin: Carl Heymanns Verlag 1920. 58 S. 8°. M. 2. - (aus: Weltwirtschaft. Jg. 9. 1919. Nr. 2-4, 7).**

Die kleine Arbeit stellt einen Sonderdruck aus der Zeitschrift „Weltwirtschaft“ dar und macht so die ausgezeichneten Ausführungen über das Deutschtum in Rußland einem größeren Kreise zugänglich. Jenny ist geborener Schweizer, der als Glied einer in der Ukraine durch ihre landwirtschaftliche wie industrielle Betätigung wohlbekannten Familie aufgewachsen ist. Seine auf deutschen Hochschulen erworbene gründliche Bildung und seine Erfahrungen in Rußland befähigten ihn, das schwierige Problem in ausgezeichneter Weise zu beherrschen und von höherer Warfe herab, ohne Nationalismus und ohne Überschwang, die außerordentlich wichtige Rolle der Deutschen im russischen Wirtschaftsleben klarzulegen. F. W.

### **Der Auslandsdeutsche Jahrg. III. Nr. 14. Stuttgart. Zweites Juli-Heft 1920. Palästina.**

Aus Nazareth geht uns folgender Mitte April Abgesandter Brief eines Deutschen zu:

Wenn Sie wüßten, wie schwer uns allen das Herz ist. Wir leben in einer beständigen Aufregung, weil wir nie wissen, was uns die allernächste Zukunft bringt. Die Ratifikation des Friedens hat unsere Lage um kein Haar gebessert. Die Engländer halten nach wie vor die deutschen Häuser besetzt und benutzen sie, sowie die Möbel darin, unentgeltlich. Nicht etwa aus militärischen Gründen, sondern weil die Offiziersfrauen und Maitressen dadurch große Ersparnisse machen. Die deutschen Frauen und Kinder und alten Männer drücken sich inzwischen in ein paar engen Räumen herum. Wohnt ausnahmsweise auch eine jüdische oder arabische Familie in einem deutschen Hause, so muß das Mietsgeld an die Engländer ausbezahlt werden. Im Dezember erließ Allenby, der Befehlshaber der ägyptischen Front, eine Proklamation, wonach er alles bewegliche und unbewegliche Eigentum der Deutschen, Bulgaren und Österreicher als in englische Verwaltung übergegangen erklärte, so daß es von englischen, dafür eingesetzten Verwaltern auch verkauft werden darf, wenn er es für gut findet. Bald darauf erfolgte eine Aufforderung an die Deutschen, all ihr unbewegliches Eigentum und die in den Häusern sich befindlichen Möbel anzugeben und zu veranschlagen. Die Preise durften von den Deutschen selbst bestimmt werden. Welcher Hintergedanke bei dieser letzteren Bestimmung im Werke ist, wissen nur die Götter oder vielmehr die Teufel. Wir erwarten immer das Allerschlechteste. Wer uns Deutschen etwas schuldig ist oder von uns etwas zu erwarten hat, mußte es bei sehr hoher Strafe angeben. Niemand durfte deutsches Eigentum in Verwahrung nehmen oder deutschen unbeweglichen Besitz kaufen. Verschiedene deutsche Frauen durften Möbel verkaufen, weil sie damit

ihre Reise nach Deutschland bestreiten wollten. In Jerusalem und Jaffa sind nur noch einige ganz hilflose alte oder kranke Deutsche zurückgeblieben. Jemand war vor Ostern dort und besuchte sie. Die armen Leute waren so gedrückt, sagte er, daß sie sich nicht mal über irgend etwas freuen könnten. Dabei leiden manche bitteren Mangel. Auch in Haifa wissen manche nicht, wie sie sich durchschlagen sollen. Von jüngeren Männern ist nur noch eine verschwindend kleine Zahl vorhanden. Seit der Ratifikation des Friedens haben sich zwei Deutsche das Leben aus Schwermut genommen, eine junge Mutter, die vor der Zukunft verzweifelte, und ein Familienvater, der nicht wußte, wie seine Familie ernähren. Beide neigten zu Schwermut, aber die Unerträglichkeit der gegenwärtigen Verhältnisse brachte sie zu dem verzweifelten Schritt. — Und doch ist unsere Lage noch erträglicher als diejenige der internierten deutschen Frauen, Kinder und alten Männer aus Jerusalem und Jaffa, Wilhelma und Sarona. Zwei Jahre hat man sie in der Wüste gefangen gehalten und bewacht wie gemeine Verbrecher. Sie bissen die Zähne zusammen und hielten aus trotz der Erlaubnis, nach Deutschland abzureisen, da sie immer noch hofften, in ihre Heimat nach Palästina heimkehren zu dürfen. Dieselbe Hoffnung hielt auch die in Camps gefangen gehaltenen Palästinamänner, die als Soldaten gedient hatten oder auch als Zivilisten interniert wurden, aufrecht. - Nun kam am Ostersonntag ganz plötzlich der Befehl, sich für den Abtransport bereit zu halten. Innerhalb zweier Tage mußte der erste Transport von Frauen und Kindern sich einschiffen. Aus dem Camp waren eine Anzahl Männer dazu gesellt worden. Das Gepäck mußten sie vom Bahnhof in Alexandrien eine Stunde weit an die Bahn tragen. Wagen wurden ihnen nicht gestattet Da die meisten Leute nur einige Kleider und die Betten mit nach Ägypten genommen hatten, baten sie inständig, man möchte ihnen erlauben, ihre übrigen Kleider abholen zu lassen. Der Kapitän des Dampfers erbot sich, über Jaffa zu fahren, um die Sachen mitzunehmen. Es wurde ihm nicht erlaubt. Wie eine Hammelherde wurden die 300 Menschen im Gepäckraum des Frachtdampfers einquartiert, und so fahren sie der Heimat zu, die meisten als Bettler. In sechs Wochen erfolgt der nächste Abtransport. Wann kommen wir an die Reihe? Ungeschoren läßt man uns nicht. Wir richten uns alle und erwarten von Tag zu Tag weitere Befehle. Wie schwer es allen ums Herz ist, können Sie sich vorstellen. Merkwürdigerweise ist es den Engländern sehr darum zu tun, von den Deutschen die Erklärung zu erhalten, daß sie freiwillig gingen. Offiziell heißt es auch, daß keiner gezwungen ginge. Den Männern in den Camps gab man zuletzt nur noch trockenes Brot, um sie zu einer „freiwilligen“ Abreise zu zwingen. So kommen sie ganz unterernährt nach Deutschland. Wenn die Engländer unsere „freiwillige« Abreise erzwingen wollen, so werden sie uns das Leben immer unerträglicher machen. Man ist auf alles gefaßt. Und dabei weiß man nicht einmal, wieviel ihnen durch die Ratifikation des Friedens an Gemeinheiten uns gegenüber erlaubt ist.

### **Der Auslandsdeutsche Jahrg. III. Nr. 23. Stuttgart. Erstes Dezemberheft 1920.**

#### **Die Mennoniten und wir.**

**Von Conrad Müller, Wriezen a. O.**

Als die kaiserlich-russische Regierung im Spätsommer des Jahres 1915 endlich einzusehen begann, weichen Fehler sie begangen hatte, indem sie die reindeutschen, also staatsgefährlichsten Elemente unter uns, bei Kriegsausbruch kurzerhand auf die entlegensten Russendörfer des Orenburger Gouvernements verschickt hatte, wo wir Zeit und Gelegenheit gefunden, unter dem einfachen, unaufgeklärten russischen Volk eine dankbare Propa ganda gegen Zarismus und englische Bündnispolitik in die Wege zu leiten, begrüßten die maßgebenden Steilen des damaligen russischen Staatswesens die von unsern Schutzherren, den Amerikanern, auf Grund nichtiger Zwischenfälle zwischen Eingeborenen und Internierten eingereichten Gesuche, weiche unsere sofortige Weiterverschickung in die deutschen Kolonien forderten, aufs sympatischste. So kamen wir zu den Mennoniten. Bei deutschen Bauern, so sagte sich der um eine Erfahrung reicher gewordene "Tschinownik", war im Grunde genommen doch nichts mehr zu verderben. Diese Leute waren eben Deutsche, und sollten eigentlich als solche behandelt werden. Wir sagten uns, besser so — die Saat, die wir gesät, würde schon aufgehen — nur abwarten, und wenn auch infolge bedauernswerter Mißverständnisse Reibereien mit den Russen — größtenteils übrigens feminae causa! — vorgekommen waren, das Gros von uns hatte sich das Herz des gastfreien russischen Bauern gewonnen. So hatten wir getan, was wir konnten, und waren daher froh, dem, was wirklich schlecht



bei Chochollen und Kazappen gewesen war — dem furchtbaren Dreck in Haus und Hof — den Rücken kehren zu dürfen. Bei den Mennoniten — das wußten wir ja — würden wir deutsche Sauberkeit vorfinden. Und der Amerikaner sagte sich, well — die Sorge um das bißchen Leben Deiner Schutzbefohlenen in den Orenburger Steppen bist Du Gott sei Dank los. In den Mennonitendörfern wird man sie nicht gleich totschiagen — die Mennoniten sind erstens Deutsche und zum andern Feinde des Blutvergießens.

Letzteres stimmte. Auch die erwartete Sauberkeit fanden wir vor. Was die Masse unter uns aber vergeblich suchte, war die Herzlichkeit, mit welcher uns der »Feind“ die Pforten seiner armseligen Hütte geöffnet hatte, die Gastfreiheit des Russen, die Tausende unserer Landsleute über schwere Stunden hinweggebracht hatte. Der Empfang bei den Mennoniten war kühl. Den ersten Anstoß zu Zänkereien gab die Wohnungsfrage. Ich muß hier zum Verständnis der Sachlage folgendes einschalten. Die Mennoniten des Orenburger Kreises leben in Dörfern, welche — wie überall in Rußland, wo deutsche Ansiedler sich niedergelassen haben — die Bezeichnung „Kolonien“ führen. Die Anzahl der Höfe einer solchen Kolonie, deren es im Gouvernement Orenburg 23 gibt, schwankt zwischen 18 und 36. Die Kolonien tragen als Bezeichnung Nummern und außerdem Namen, welche man in den Mutterkolonien Süd-Rußlands wiederfindet. Auf seinem Hofe herrscht der Wirt nach Burenart als unumschränkter Gebieter über seine Familie, sein Gesinde und sein Vieh. Aus ihrer Mitte wählen sich die Bauern eines jeden Dorfes alljährlich einen Schulzen, welcher wiederum dem Oberschulzen über sämtliche Kolonien untersteht. In jedem Dorfe gibt es eine 2-Klassenschule, die vielfach als Bet- oder Versammlungshaus dient. Gewöhnlich ist eine Bibliothek in fast ausschließlich deutscher Sprache vorhanden. Die Bücher sind größtenteils religiösen Inhalts. Lehrer und Prediger — meist ein und dieselbe Person, aus unmittelbarer Wahl der Dorfgemeinde hervorgehend — unterrichten die Kinder beiderlei Geschlechts in den Elementarfächern, wie im Worte Gottes gemäß der Auslegung Simon Mennos, des Begründers der Sekte. Es besteht Schulzwang. Die Taufe und damit die Aufnahme in die Gemeinde findet um das 18. Lebensjahr statt; im Anschluß hieran gewöhnlich die Trauung, welche der Dorflehrer oder sein Stellvertreter ohne alle Förmlichkeit vollzieht. Die Mennoniten sprechen das Plattdeutsch der Danziger Niederung, lesen und schreiben jedoch fast ausnahmslos hochdeutsch und haben sich — wenigstens äußerlich — ihr Deutschtum bewahrt, was nicht nur in der Sprache, sondern auch in ihren Wohnstätten, in ihrer Kleidung, in Haus und Hof und in tausend Kleinigkeiten und — leider! — Kleinlichkeiten zum Ausdruck kommt. Daß sie besonders letztere Eigentümlichkeit, ein Erbübel der germanischen Rasse, fern ihrer Urheimat auf Kind und Kindeskind zu verpflanzen verstanden haben, ist eine Tatsache, welche zu denken gibt. — Die russische Regierung hatte — vielleicht in richtiger Einschätzung ihrer fremdstämmigen Untertanen — durch die Kreispolizei bereits vor unserer Ankunft Quartiere für die etwa 3000 Internierten, die plötzlich in die Mennonitendörfer verschickt wurden, belegen lassen, so daß wir bei unserm Eintreffen, in den Kolonien sofort Unterkunft fanden. Es war dies eine Vorsichtsmaßregel gewesen, für die wir den Russen ewig dankbar sein müssen. Wie wir nämlich bald erfuhren, waren die Mennoniten durchaus abgeneigt gewesen, ihre „guten Stuben“ an Fremde abzutreten. Ich glaube, unsere Bauern hätten sich ähnlich verhalten! Als nun die in diesem Spezialfall wirklich weitblickende russische Polizei obendrein den Höchstpreis für die von ihr bestimmten Quartiere festsetzte, und dadurch einem Wohnungswucher Einhalt gebot, war die breite Basis zu Mißstimmigkeiten zwischen den Mennoniten und den Internierten geschaffen. Die Bauern, die bis dahin still und friedlich auf ihren weiten Landsitzen gesessen hatten, waren plötzlich von der ihr ohnehin nicht wohlgesinnten Polizei, welche in ihnen deutsche Spitzel sah, aus ihrer Ruhe aufgeschreckt und gezwungen worden, sich der Fremden wegen, die sich die russische Regierung als „Kriegsgefangene“ hielt, einzuschränken. Das paßte ihnen natürlich wenig und widersprach ihrem Charakter voll und ganz. Da suchten sie sich dann in anderer Weise an uns schadlos zu halten. Selbst wenn man mir entgegenstellt, daß 20 Wirte ihre Produktion nicht von heute auf morgen auf 100-150 Sommergäste einstellen können, so lag doch noch immer kein Grund vor, die Lebensmittelpreise in rascher Folge auf eine derartig schwindelnde Höhe zu treiben, daß die Mehrzahl der Internierten bald einfach nichts mehr gegen die paar Kopeken einhandeln konnte, die der deutsche Staat allmonatlich den Bedürftigsten als Beihilfe gab. Als die Mennoniten dann sahen, daß unsere Vertretung auf unsere Klagen hin gute Miene zum bösen Spiel

machte und die Rate erhöhte, setzten sie ihrerseits die Lebensmitteipreise sofort in die Höhe, und so ging es fort — ohne Ende! Wir suchten Abhilfe zu schaffen, indem wir in den benachbarten Russendörfern kauften, Volksküchen und eigene Bäckereien einrichteten und schließlich Brot „rationierten“. Alles vergebens — die Schraube zog weiter an. Viele, die bis dahin noch niemals Landarbeit verrichtet hatten, gingen zum Bauer und wurden Knechte. Die Mennoniten triumphierten. Wer arbeitet, soll auch essen, sagten sie. Die Arbeit war schwer, das Essen gewöhnlich gut und reichlich. Nach Tisch als Nachspeise das übliche Gebet. O, Ihr Heuchler! Man mag die Mennoniten als Landwirte, Pioniere deutscher Kultur, Vorkämpfer des pazifistischen Gedankens in der Welt in Schutz nehmen, wie man will — das eine steht fest — ihre „Frömmigkeit“, die sie überall zur Schau trugen und mit der sie letzten Endes ihre Feigheit verbargen, war Lug und Trug. Und diese heuchlerische Frömmigkeit, diese offenbare Scheinheiligkeit, mußte auf den in freiheitlichem Geiste erzogenen Ausländer mit höherer sittlicher Bildung, wie auf den unter Russen großgewordenen-,’ breit und gerecht denkenden Deutsch-Russen ekelregend, wenn nicht herausfordernd wirken. Daher die tiefwurzelnde Antipathie zwischen Mennoniten und Reichsdeutschen, die mitunter Formen annahm, welche den Psychologen die Schwierigkeit einer vielfach während des Krieges seitens der reichsdeutschen Heimatbehörde angeregten Verpflanzung des Mennonitenvolkes auf deutschen Boden klar vor Augen führte. Ich muß hier einschalten, daß eine gewisse Klasse deutscher Staatsangehöriger, die im Süden Rußlands aufgewachsen waren, sich den Lebensgewohnheiten der Mennoniten besser anzupassen wußte als wir Ausländer. Ganz natürlich. Es handelte sich eben um Leute, die in den Mennonitenzentren Südrußlands von Kindesbeinen an gelebt hatten und wohl auch mit Mennonitenfamilien verwandt waren. Im Laufe der Zeit hatten sie ihr Deutschtum vergessen, woran allerdings weniger sie selbst Schuld trugen als unsere Herren Konsuln! Erst der Krieg und die Deutschenpogrome hatten sie sich wieder auf ihr eigenes Vaterland besinnen lassen. Diese Leute (Kaschuben nannten wir sie) fühlten sich in gewissem Sinne heimatlich auf der Scholle, die ihre früheren Freunde bebauten, und nahmen den Mennoniten gegenüber eine ähnliche Stellung ein wie die deutschen Flüchtlinge aus Polen, welche ebenfalls bei den Mennoniten einen Winkel gesucht hatten, wo sie ausruhen konnten nach den Schrecken der Invasion. Es ist nun nicht zu bestreiten, daß die Mennoniten durchaus kulturfähig sind. Die Überlegenheit unserer Leute auf geistigem Gebiete neidlos anerkennend, wandte sich die Dorfjugend bald an uns mit der Bitte um Aufklärung und Belehrung in Fächern, von denen sich die mennonitische Schulweisheit bis dahin nichts hatte träumen lassen. Die Bauern jungen trieben deutschen Sprachunterricht, studierten Englisch und Französisch, lernten malen, zeichnen, musizieren, Fußball spielen und Krawatten binden — die Dorfschönen trällerten deutsche Soldatenlieder, Hüte "letzter Mode" kamen auf, Frisuren entstanden — das typische Kopftuch begann zu schwinden. Die Alten sahen mit Schrecken die Veränderung, die in ihren Jungen vorging, und erhoben ihre warnende Stimme. Es war zu spät. Als dann gar das von westeuropäischer Kultur vergiftete schwächere Geschlecht anfang, Gefallen an seinen reichsdeutschen Vettern zu finden und die anfängliche Scheu vor den „Preußen" in Zuneigung überzugehen drohte, und so manche tüchtige Mennonitenjungfrau als natürliche Folgeerscheinung ihrer heißen Liebe einem jungen „Dütschländer" das Leben, schenkte, als schließlich wirkliche Ehen zwischen Mennoniten-mädchen und reichsdeutschen Internierten geschlossen wurden, da schwor so mancher alte Mennonitengroßpapa den „Dütschländern" furchtbare Rache. Und die guten Leute hätten uns doch dankbar sein sollen für das Interesse, welches unsere Jugend an der Verbesserung ihrer Rasse nahm! Bewies doch der hohe Prozentsatz Idioten unter den Bauern schlagend die Gefahr der Inzucht. Der Butterpolitik der Mennoniten begegneten wir durch unsere guten Beziehungen zu den benachbarten Russendörfern, bei deren Bewohnern wir unser Fett immer noch billiger als bei unsern Wirten holten. Für die Kaufleute unter uns — insbesondere für ehemalige Börsenbesucher — war ein Besuch des Bethauses an Sonntagen nach beendetem Gottesdienst hochinteressant — konnte man sich doch dort über die jeweilig für die kommende Woche festgesetzte Butterpreiserhöhung rechtzeitig informieren und danach handeln. Die Butterfrage schien übrigens die Mennoniten weit mehr zu interessieren als die Predigt ihres Dorflehrers. Bei letzterer machten die Kirchgänger gewöhnlich Gesichter, als ob sie einzuschlafen drohten, während sie bei ersterer eine Regsamkeit des Geistes und eine Redegewandtheit zu entwickeln pflegten, daß man meinen konnte, man befände sich

auf der Sandstraße vor der Riga'schen Börse zur Mittagszeit. In Ackerbau und Viehzucht leisten die Mennoniten — wenigstens im Vergleich zu Russen und Tartaren -Hervorragendes. Häuser und Höfe sind geräumig und sauber. Alles macht einen freundlichen, behäbigen Eindruck. Vor 30 Jahren waren sie aus den Mutterkolonien des Südens eingewandert und hatten sich im Orenburgischen eine neue Heimat erschlossen. Sie hatten es zu einem gewissen Wohlstand gebracht. Diesen Wohlstand hüteten sie nach deutscher Art und bauten ihn aus. Umgeben von nomadisierenden Kirgisenstämmen, inmitten einer ihnen fremden Bevölkerung, waren sie selbst Fremde geblieben. Die Fühlung mit ihrer geistigen Heimat, Deutschland, waren sie längst auf dem Wege zu verlieren. Aber auch Rußland war ihnen fremd. Sie wollten eben eine ganz besondere Nation darstellen und — Hauptsache! — von niemandem in ihrer Behaglichkeit gestört werden. Und nun waren wir gekommen — ungerufen, ungebeten — und hatten Ideen mit uns gebracht, die das langsam und beschaulich dahinfließende Leben in den Kolonien auf den Kopf zu stellen drohten.

Wir wurden ihnen unbequemer, je länger der Krieg dauerte. Da liquidierte im März 1917 die zarische Regierung, und die Mennoniten, die sich bis dahin stets als treue Anhänger ihres Herrn und Kaisers aufgespielt hatten — ich denke an die vielen bunten Kaiserbilder in ihren „guten Stuben“ — wechselten über Nacht ihre Gesinnung und schworen auf Kerensky. Das hatte seinen guten Grund. Unter und Nikolai II. und seinen Vorgängern hatten die Mennoniten die Vorteile gewisser Sonderrechte genossen, die ihnen von Katharina II, bei ihrer Masseneinwanderung im Jahre 1789 aus Westpreußen verbrieft worden waren. Dazu gehörte in erster Linie das wichtige Zugeständnis der Befreiung vom Heeresdienst mit der Waffe. Während des Weltkrieges hatten alle Nationen und Konfessionen des ungeheuren russischen Volkskörpers dem Vaterlande ihren Tribut in unerhörten Blutopfern zahlen müssen, nur die Anhänger der Lehre Simon Mennos hatten unblutige Lorbeeren als Waldarbeiter und Pfleger geerntet. Das konnte mit der Revolution anders kommen. Vor allem mußte dem neuen Herrn der Beweis hündischen Gehorsams und germanophober Gesinnung erbracht werden. Ersteres äußerte sich durch Kundgebungen, wie Bikierstürmerei und Polizistenvertreibung, letzteres durch schwere Anklagen gegen größtenteils schuldlose Gefangene. Wohl fehlte es auf den „Schaldebotten“ nicht an Stimmen, die davor warnten, mit den Dötschländern“ zu brechen — tauchte doch am Horizont immer deutlicher das Gespenst des deutschen Sieges auf — die Masse war zu verbittert oder kurzsichtig und setzte ihre letzte Hoffnung für den Fall, daß das große Brudervolk im Westen nach endgültiger Niederwerfung Rußlands sich bei einer etwaigen Expatriierung nicht mit offenen Armen aufnehmen sollte, auf den großen russischen Freund jenseits des Ozeans, der in jenen Tagen in den Krieg eintrat. Ungeachtet des drohenden Protestes des schwedischen Botschafters, der inzwischen unsere Interessenvertretung übernommen hatte, wurden plötzlich Ende April 1917 Hunderte von Landsleuten auf Grund erdichteter Anklagen in entlegene Russen- und Baschkirendörfer verschickt. Die Zurückbleibenden durften gegen einen recht erheblichen Teuerungszuschlag — die Freiheit war proklamiert worden, also kannte auch der Wohnungswucher keine Grenzen mehr — das „Gastrecht“ der Mennoniten weiter genießen. Damals prägten deutsche Gefangene das Wort "Mammoniten“, welches den Charakter unserer Halbvettern am Ural besser erklärt als es Bände zu tun vermögen.

Als dann der Bolschewismus die Kerensky-Aventiire ablöste und mit seinen Begleiterscheinungen das schon durch den Verkehr mit den Dötschländern erschütterte patriarchalische Leben der Mennoniten vollends aus den Fugen zu werfen drohte, als die aus unblutigen Kriegsdiensten heimkehrenden Söhne hier und da auf „Aufteilung« des väterlichen Grundbesitzes pochten, erntete so mancher alte Bauer, der über seinem Geldstrumpf wahres Christentum und seine deutsche Abstammung vergessen hatte, den Lohn seiner Tat. Im Innern drohte der Zerfall. Ringsum schürten Kosakenhorden das Feuer neuerwachter Vaterlandsliebe und auf die Schwelle der friedlichen Hütte schleuderte der Bolschewik die Brandfackel des Bruderkrieges. Das friedliche Mennonitenland war über Nacht zum Kriegsschauplatz geworden.

Wir wollen sie nicht verdammen. Der Krieg, der heute noch in jenen Gebieten in seiner schrecklichsten und letzten Form, im Bürgerkrieg, tobt, wird auf so manchen unter ihnen läuternd gewirkt haben, und wenn der hoffnungsvolle Nachwuchs unseres Brudervolkes am Ural schließlich seelisch gereinigt aus dem Stahlbad des Völkerringens wieder auftaucht, so wollen wir das Herze

schweigen und die Vernunft reden lassen. Wir brauchen sie, wie sie uns brauchen. Wir wollen drum vergessen, was sie uns angetan, wir wollen uns vielmehr derer erinnern, die als leuchtende Vorbilder echten Deutschtums unseren Leuten in Zeiten höchster Not hilfreich zur Seite gestanden und sie das Schwere ertragen machten — nicht durch billige Phrasen von christlicher Nächstenliebe, sondern durch die Tat! Vielleicht finden sich die Söhne oder Enkel dereinst zu uns zurück und tragen, als unsere Vorposten, von neuem den deutschen Gedanken in die Welt hinaus, für den wir — und letzten Endes auch sie — gelitten.